

(Nachdruck verboten.)

88] „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

„Es kommt darauf an!“ antwortete dieser. „Vor allem, wie es den Spinner verlegt hätte. Dann wäre er vielleicht bei schlimmerem Ausgang unter fünf bis zehn Jahren nicht weggekommen.“

„Wenn man bedenkt, durch einen Schlag fünf bis zehn Jahre! — Wie lange mußte Polowsky sitzen?“

„Fünf Jahre,“ antwortete der lange Buchner.

„Wie ist das eigentlich mit dem?“ erkundigte sich Bröhl. „Erst war er geisteskrank, und nun soll er einem Zivilgefängnis überwiesen werden, bis seine Strafe zu Ende ist? Das kann ich mir gar nicht denken.“

„Ja, das möchte ich auch wissen!“ sagte Sonapp. „Wenn er krank ist, warum muß er dann noch seine Strafe absitzen? Als militäruntauglich ist er anerkannt und kommt nicht mehr zu seinem Truppenteil zurück — aber zum Abbrummen ist er gut genug.“

„Der hat's beim Kommiß traurig gehabt! Jetzt hat er's wenigstens hinter sich. Das Zivilgefängnis ist ihm lieber, als wenn er wieder in seine Kompanie müßte.“

„Ich hätte auch ein Jahr Zivilgefängnis meinem ersten Dienstjahr vorgezogen!“ rief Bröhl.

Wie Volter vermutet hatte, ließ sich Sergeant Schneide mit ihm immer mehr in intime Gespräche ein.

Auf einer im Garten versteckt liegenden Bank saßen beide und unterhielten sich.

„Was sind Sie vorher gewesen, Herr Sergeant, ehe Sie zur Unteroffizierschule kamen?“

„Ich wollte erst Tischler werden, aber mein Vater gab das nicht zu. Der wollte mich gleich los sein, nachdem ich mit der Schulzeit zu Ende war. Mein Vater war Witwer, wollte mich versorgt wissen und steckte mich in die Unteroffizierschule.“

„Also sind Sie unfreiwillig dazu gekommen?“

„Zuerst ja. Aber wenn man so jung ist und so unerfahren, lebt man in den Tag hinein, ohne viel an die Zukunft zu denken. Wenn man dann nichts sieht und nichts weiter hört als Militär, verwächst man so eng mit dem bunten Rock, man merkt es gar nicht.“

„Aber da Sie sich doch nicht selbst diesen Beruf gewählt haben, müssen Sie sich doch nie recht wohl gefühlt haben?“

„Ich kenne einfach kein anderes Leben. Wenn ich Zivilisten gesehen habe, erschienen die mir wie aus einer fremden Welt, die ich wenig verstehe. — Es sind wohl Momente gekommen, wo ich mich fragte: wozu das alles? Mandmal war mir das ganze Dasein verhaßt. Und dann rief einen der Dienst. Der sorgte schon dafür, daß man keine übermütigen Gedanken faßte. Man tröstet sich auch auf das Ende der Dienstzeit. Nach zwölf Jahren ist man ja Militärantwärtler.“

„Da sind Sie also seit Ihrer Kindheit nie frei gewesen? Daß Sie tun konnten, was Sie wollten?“

„Nein. Ich habe auch keine Sehnsucht danach gehabt. Ich weiß die Freiheit nicht zu schätzen, weil ich sie nicht kenne. Solche Wünsche unterdrückt auch das Militärleben. Man hat kapituliert, und da gibt's nichts dagegen. Ich weiß nicht, woher ich die Meinung habe, ob ich sie mir selbst angeeignet habe oder ob sie mir gegeben worden ist durch das militärische Leben. Mir kam es immer so vor, als ob die Freiheit im Zivilleben gar nicht so beneidenswert wäre. Wenn alljährlich die Rekruten kommen, macht man sich ganz eigene Vorstellungen von deren Freiheit.“

„Sie haben sich schon zu sehr in den Militärgewang hineingelebt!“

„Kann sein, daß es so ist,“ antwortete der Sergeant, vor sich hinblidend.

„Was müssen Sie seit Ihrer Kinderzeit für ein Leben gehabt haben! Ich stelle mir das grauenhaft vor. Das sind doch die schönsten Jahre Ihres Lebens gewesen! Die herr-

lichste Zeit des jugendlichen Uebermuts kennen Sie gar nicht. Sie kennen nur Abgeschlossenheit, Zwang. Immer gehorchen, immer aufpassen. Die Welt ist aber groß! Was kann man draußen erleben, erfahren! Trotz der Sorgen um's tägliche Brot, trotz der Mühen, Entbehrungen und Enttäuschungen ist es doch ein Leben. Ihr Dasein ist ein maschinenmäßiges Springen auf Befehl, wenn Sie auch über zwölf Mann als Korporal stehen! Dann — können Sie jetzt an Heirat oder Liebe denken? Erstens fehlt Ihnen das Geld, dann haben Sie auch keine Zeit dazu. Sie sind an Ihre Kasernenstube gebunden.“

„Es gibt aber auch viele Zivilisten, die —“

„Die nichts haben, die können aber doch tun, was sie wollen! Aber Ihnen ist es verwehrt. Nach zwölf Jahren vielleicht, oder in den letzten Jahren als Feldwebel. In diesem Alter denkt man über Liebe schon ganz anders. Die schöne freie Jugendzeit mit ihrem Drang und Glück ist vorbei.“

„Sehen Sie, Volter, das allein hat mich unzufrieden gemacht. Nach Freiheit habe ich kein Bedürfnis gehabt, aber — nach Liebe. Mit keinem Menschen habe ich bis jetzt darüber gesprochen — nicht mal mit bekannnten Unteroffizieren. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich gerade Ihnen gegenüber offen bin. Mit Ihnen kann man über alles reden. Mit meinen Kameraden wage ich das nicht. Entweder verstehen sie mich nicht, oder sie lachen mich aus. — Ich habe oft Sehnsucht nach — nach Mädchenbekanntschaften gehabt — und ich habe oft gefunden, daß man als Unteroffizier direkt von vielen gemieden wird. Und diejenigen, mit denen ich verkehren konnte, waren auch danach. So traurig und öde, dumm! So kommt es, daß man in seinem Drang sich vergiftet und — was ich jetzt bitter bereuen muß.“

„Das ist eben das Bedauerliche! Für Unteroffiziere ist das viel schwieriger als für Zivilisten. Liebe läßt eure militärische Existenz nur in seltenen Fällen zu. Da bleibt Euch der Ausweg — die Dirnen. — Auch vielen Gemeinen geht es so.“

„Da hatte ich mal einen Ehemann vor zwei Jahren in meiner Korporalschaft. Der war vielleicht ein Jahr verheiratet. Der Mann tat mir ordentlich leid. In den ersten Tagen merkte ich gar nichts an ihm. Nach drei, vier Wochen hörte ich in meinem Verschlag, wie's um den stand. Fast keine Nacht konnte er schlafen. Wenn er schlief, phantasierte er laut, daß wir andern aus dem Schlafe geweckt wurden. Von Tag zu Tag wurde es mit ihm schlimmer. Einmal ist er sogar beim Dienstantritt früh ohnmächtig zusammengebrochen. Ich befahl ihm dann gleich, sich krank zu melden. Er kam ins Lazarett und wurde später als untauglich entlassen. Auch habe ich viele andere Erfahrungen gemacht als Korporalschaftsführer. Hauptsächlich bei den Rekruten. Auf alle möglichen Dinge kommen die Kerle.“

„Man darf das nie zu scharf beurteilen. Wenn die Leute so plötzlich aus ihrer Freiheit, ihrem Kreise und Berufe gerissen und in den Soldatenrock gesteckt werden, ist es ganz natürlich, daß sie an irgend etwas Schaden erleiden. Der durch den Kasernenaufenthalt gewaltsam unterdrückte sexuelle Drang sucht eine Erlösung. Da kommen die armen Kerle auf dumme, unsittliche Streiche. Schlimmer für sie halte ich es noch, wenn sie den Soldatendirnen in die Hände fallen und sich vielleicht eine Krankheit holen.“

„Was soll man aber machen? Wenn diese Frauenzimmer nicht wären, käme man nicht auf den Gedanken, zu ihnen zu gehen.“

„Die werden eben als notwendige Uebel betrachtet und geduldet.“

„Und unsereins muß die Folgen tragen! — Sagen Sie mal, Volter, sind Sie ganz gewiß, daß man wieder gesund werden kann?“

„Ganz gewiß! Sie werden sicher das Manöver mitmachen.“

„Aber es wird so oft gesagt, gänzlich wäre das nie zu heilen. Nach Jahren würde das immer wieder kommen.“

„Nur bei denen, die sich vernachlässigen. Hören sie nur auf mich. Machen Sie alles, was der Arzt sagt, und wenn Sie wieder als geheilt entlassen sind, geben Sie genau auf sich Obacht. Sobald Sie wieder etwas merken, melden Sie

sich sofort krank. Nach einigen Jahren sind Sie wieder so gesund wie jeder andere."

"Mich schaudert, wenn ich daran denke, wieder in die Kaserne zu gehen. Das wird mir doch sicher nachgetragen. Man wird mich direkt als aussäsig betrachten und sich von mir zurückziehen."

"Was wissen denn Ihre Kameraden?"

"Ich weiß doch, wie die Unteroffiziere von den Gemeinen sprechen, die mal solche Krankheit hatten. Ich war ja früher selbst so, bis ich am eigenen Leide erfahren habe, wie's drum steht."

"Wenn Sie nun abgehen?"

"Das ist leicht gesagt. Was soll ich dann anfangen?"

"Für den, der arbeiten will, findet sich schon etwas."

"Als Straßenkehrer, ja. Ich habe doch nichts gelernt!"

"So schlimm ist es nicht. Sie haben doch eine gute Handschrift und sind sonst intelligent. Damit kann man sich schon einen Beruf gründen."

"Neh't tät ich's schon, wenn ich nur wüßte, wie."

"Na, wir werden darüber noch sprechen."

Sinnend sah der Sergeant Volter nach.

Die gehobene Stimmung in der Manövererwartung hatte auch dem ruhigen Lazaretteinerlei größere Regsamkeit gegeben. Wenn es der Zustand der Refordaleszenten irgendwie erlaubte, wurden sie als dienstfähig der Front zurückgestellt.

Die Krankenzahl war auf ihr Minimum gefallen.

Die Befreiten, die ausersehen waren, das Manöver mitzumachen, empfingen die dazu nötigen Ausrüstungen und ordneten ihre Anzüge.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ranzenräuber und Zottelbär.

Von Hans Harrod.

Während die Sennerin auf der nördlichen Abvinstöhlhütte im Begriff war, das Vieh loszubinden, schlich sich Christian einen Augenblick an das Sennhüttenfenster und steckte den verbogenen Messingstamm zu sich.

Darauf ließ er das Kleinvieh hinaus und trieb es schnell über den Hügel hin.

Heute vergrub er die Hände nicht in den Hosentaschen, wie er es zu tun pflegte, er fühlte die warme Morgen Sonne nicht und blickte nicht nach den blauen Bergen. Er fühlte sich etwas schwach und zitternd in den Knien und kummerte sich gar nicht um die zärtlichsten Ziegen, die sich immer zu hinterst hielten, den Kopf umdrehten und ihm entgegenmederten. Der einzige, um den er sich kümmerte, war der große Bod, der Ranzenräuber hieß, seit er letzten Frühling Christians Ranzen geöffnet und ihm das Brot und den Schinken weggefressen hatte.

Denn heute galt es. Gestern waren sie auch auf den südlichen Abvinstöl gekommen, und jetzt sollte entschieden werden, wer diesen Sommer Oberhirte sein würde, er oder Per Nordberg, und Oberhirte sollte der sein, der den stärksten Bod hatte.

Letztes Jahr hatte Christian verloren, da hatte Zottelbär über Ranzenräuber gesiegt. Dorein hatte Christian sich finden müssen, und es war auch gar nicht so ärgerlich gewesen, solange sie auf der Sennhütte waren, denn es zog keine anderen Nachteile nach sich, als den Schimpf, den schwächeren Bod zu haben — und da räumte auch Per ein, daß es nach Zottelbär keinen besseren Bod gäbe als Ranzenräuber — und dann da:ste der Oberhirte immer den Platz wählen, wo sie die Herden trennen sollten, wenn sie zusammen gewesen waren. Aber im Winter war es ärgerlich gewesen; da trafen sich Per und Christian nur in der Schule, und da konnte Per es nicht sein lassen, davon zu reden, und Ranzenräuber, so daß alle es hörten, einen ganz gewöhnlichen Bod zu schimpfen. Und außerdem war es nicht sicher, daß es so ganz richtig zugegangen war, als sie letztes Jahr aneinander gerieten; Per hatte ein Viertel Tabak für Zottelbär gehabt, das er ihm während der Mittagsruhe gegeben hatte, und trotzdem hätte dieser sicher nicht gewonnen, wenn er nicht Ranzenräubers Vorderfuß zwischen die Hörner bekommen und ihn beinahe ausgerenkt hätte.

Christian schob den neuen Strohhut in den Nacken und warf einen Blick nach der Sennhütte zurück. Ja, jetzt war sie nicht mehr zu sehen.

Er lockte:

"Komm, komm, Ranzenräuber!"

Ranzenräuber legte den Kopf schief nach hinten und mederte. Darauf drehte er um und kam langsam, die langen Hörner hoch in die Luft streckend, auf Christian zu.

Christian stellte sich in Bereitschaft, streckte beide Hände vor und packte ihn an den Hornenden:

"Laß Dich mal erproben!"

Ranzenräuber, der das Spiel kannte, stellte sich auch in Bereitschaft und begann zu schieben. Nach kurzer Zeit stieß er Christian gegen einen Birkenstamm, daß es krachte.

"Ja, schwach bist Du nicht, aber Du mußt Dir nicht einbilden, daß ich meine ganze Kraft anwandte."

Christian kniete nieder und holte den Messingstamm hervor. Der Bod schmiegte sich an ihn.

"Jetzt sollst Du gepußt werden für die Musterung."

Er kämte den Bart und die Büschel an der Stirn und an den Seiten, die blauen Zotteln fielen so seidenweich und fein, wie Christian sie noch nie gesehen hatte. Das war hübscher als die langen schwarzen Zotteln vom Bären.

Als er fertig war, betrachtete Christian den Bod noch einmal genau, und dann trotteten die beiden Seite an Seite der Herde nach, die weit vorangefommen war.

Bald waren sie oben auf der Höhe und blickten den Abhang nach dem Niesenmoor hinunter.

Ja, wenn sie zur richtigen Zeit auf dem südlichen Abvinstöl lodten, so konnte Per jetzt nicht mehr weit sein.

Christian begann zu jodeln, daß es durch das Birkenbaldchen schallte.

Sogleich ertönte von weit unten her die Antwort. Ja, das war Per.

Christian faßte Ranzenräuber am Nacken und ging vor der Herde den Abhang hinunter. Die ganze Zeit jodelte er, und die ganze Zeit antwortete es noch lauter, er konnte hören, daß Per auch schnell heraufkam. Dort sah er etwas Weißes hinten zwischen den Birken auftauchen. Ob wohl Per auch einen neuen Strohhut hatte? Er hatte wenigstens geglaubt, das für sich zu haben.

Bald waren sie einander so nahe gekommen, daß sie sich berühren konnten:

"Se, Junge, hier kommt der Oberhirte."

"Se, hier auch! Hier kommt einer, der über dem Oberhirten ist!"

"Was kannst Du für Dich ins Feld führen?"

"Einen blauen Bod mit hohen Hörnern, einen forschen Jungen mit neuem Gut!"

"Und was hast Du?"

"Einen schwarzen Bod mit höheren Hörnern, einen forschen Jungen mit feinerem Gut!"

"Wann soll der Kampf stattfinden?"

"Wenn die Sonne zwischen der Tiefkluft und der Abvinstöhlhütte steht."

"Da sollst Du beide, den Bod und den Jungen treffen."

"Wo soll die Schlacht stattfinden?"

"Auf der Ebene zwischen dem Niesenmoor und dem Blausee."

"Dort wirst Du beide, den Bod und den Gut, treffen."

Sie gingen näher aneinander. Als sie ein Paar Schritt entfernt waren, rief Per:

"Jetzt sollen die Kämpfer sich begrüßen."

"Das meine ich auch."

Sie führten die Böde gegeneinander vor und ließen sie los. Sie beschneiderten sich ein wenig, legten die Köpfe schief und sungen an, sich leise zu reizen, indem sie die Mähnen erhoben. Sie waren auf dem Sprunge, aufeinander loszufahren.

Da nahmen Per und Christian jeder den seinen wieder — der Kampf sollte erst am Nachmittag stattfinden — und führten sie zur Herde zurück. Als sie sie wegführten, warfen sie beide einen verstockten Blick nach rückwärts, sie fanden eigentlich beide, daß der Bod des anderen seit dem letzten Jahre unglaublich groß geworden war.

Als sie die Böde zurückgeführt hatten, trafen sie wieder zusammen, das Nähere zu verabreden. Sie waren beide nicht mehr sicher, und darum schnitten sie gewaltig auf und erzählten sich, wie sie das feinste Gras auf der Weide pflücken und es den Böden während der Mittagsruhe geben wollten, und als Per zum Schluß ein Viertel Tabak vorzeigte, tat Christian dasselbe, und noch dazu war feiner vom Aeußersten in der Rolle, während der von Per nur Einlage war. Dann entstand ein Streit wegen der Güte; es war ja schon etwas, wenn man sich den feinsten Gut gesichert hatte, für den Fall, daß man den schwächsten Bod bekam. Und dann trennten sie sich, um zur Mittagsruhe nach Hause zu ziehen.

(Schluß folgt.)

Geschichtliche Vorbilder des Schnapsboykotts.

Die dem Schnapsboykott zu Grunde liegende allgemeine Idee ist nichts Funkelnagelneues. Es lassen sich vielmehr geschichtliche Vorbilder für die jetzige Bewegung anführen, die dartun, daß es möglich ist, die Waffe des Boykotts für allgemein politische Zwecke nutzbar zu machen. Der Gedanke, auf dem Wege der Boykottierung von bestimmten Waren oder Waren bestimmter Herkunft eine politische Wirkung im Kampf gegen Unterdrückung und Ausbeutung zu erzielen, ist bei weitem älter, als das Wort Boykott. Während dieser Ausdruck erst seit einem Menschenalter in Gebrauch gekommen

ist, war dagegen von der Sache des Boykotts und zwar des Boykotts zu allgemeinen politisch-ökonomischen Zwecken mindestens schon vor bald zwei Jahrhunderten die Rede. Wohl der erste literarische Verfasser dieser Idee war der berühmte angloirische Schriftsteller Jonathan Swift, der Verfasser von „Gullivers Reisen“. Swift hat 1720 den politischen Boykott zuerst empfohlen als Kampfmittel gegen die Unterdrückung und Ausbeutung Irlands durch die herrschenden Klassen von England, besonders gegen die verderblichen Handelsgesetze, die eine eigennützige Krämerpolitik den Iren auferlegt hatte.

Es handelte sich um alle möglichen Einschränkungen der wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit von Irland, um den englischen Geldleuten den europäischen, wie den kolonialen, wie den englischen Absatzmarkt für Industrieerzeugnisse ausschließlich vorzubehalten. Besonders ist das 1699 in Kraft getretene Verbot der Ausfuhr von Wolstoff aus Irland zu nennen, wodurch die im Aufblühen begriffene irische Tuchindustrie vernichtet wurde. Diese Handelsgesetze, die jede wirtschaftliche Entfaltung Irlands unmöglich machten, hatten auch bei den Iren englischer Herkunft, die sonst der zu ihren Gunsten enteigneten keltischen Mehrzahl der Bevölkerung feindselig gegenüberstanden, den Gedanken wachgerufen, sich irgendwie zur Wehr zu setzen. Einen Weg dazu zeigte Swifts Flugsschrift von 1720, die das irische Volk aufforderte, den seinem Handel auferlegten Beschränkungen dadurch entgegenzutreten, daß es sich des Verbrauchs englischer Erzeugnisse und also der Einfuhr aus England völlig enthalte, bloß irische Produkte verbrauche. Es wurde gegen Swift wegen dieser Flugsschrift Anklage erhoben — ohne anderen Erfolg, als daß er zum populärsten Mann Irlands wurde. Ein positives Ergebnis zeitigte der Boykottvorschlag in dem Augenblick, wo Swift ihn ansprach, nicht, obwohl er vielfach aufgegriffen wurde. Aber man ist in Irland darauf zurückgekommen, zu einer Zeit, wo auch die keltische Mehrheit der Bevölkerung geneigter war, mit den angelsächsischen Iren für ein gemeinsames Interesse gemeinsame Sache zu machen. Das war in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, als England infolge des amerikanischen Revolutionskrieges in tiefen Nöten und gezwungen war, die Besatzungstruppen aus Irland wegzuziehen. Da entstand in Irland eine stürmische Bewegung für Beilegung der Vormundtschaft des englischen Parlaments, besonders auch der englischen Handelsgesetze. Hierauf zu verzichten sträubten sich die Interessentkreise in England, besonders die Kapitalisten von Liverpool, Manchester und Glasgow, hartnäckig. Sobald die Möglichkeit in Sicht kam, daß die Iren einige kommerzielle Bewegungsfreiheit erlangen könnten, erging aus der Mitte der englischen Manufakturisten ein Regen von Bittschriften über das englische Parlament, worin die furchterlichen Folgen ausgemalt wurden, die sich für Englands Wohlfahrt ergeben müßten, wenn den Iren die Fesseln der Handelsgesetze abgenommen würden. Diese Herrschaften wurden aber still, als man nun (1779) in Irland dazu überging, den alten Boykottvorschlag von Jonathan Swift zu verwirklichen. Zahlreiche Versammlungen wurden abgehalten, in denen überall beschloffen wurde, keine Artikel englischer Herkunft einzuführen oder zu verbrauchen, so lange die Handelsbeschränkungen fortbeständen. Die Einmütigkeit in der Durchführung dieser Weisung brachte denn auch zuwege, daß das englische Parlament klein beigeben und den Iren den verlangten freien Handel zugestehen mußte.

Wenn also die Iren nach fast 60 Jahren auf Swifts Vorschlag zurückkamen, so hat dazu zweifellos mächtig beigetragen der große Erfolg, den die Durchführung des Boykotts zu politischen Zwecken inzwischen, und zwar in den letzten 15 Jahren vor 1799 in Amerika erzielt hatte. Die Handelspolitik der englischen Geldleute gegenüber Amerika war im wesentlichen die nämliche wie gegenüber Irland; man wollte keine ausländische Konkurrenz in den Kolonien zulassen; die Kolonien mit ihren Erzeugnissen auf den englischen Markt beschränken und dabei ein Aufkommen industrieller Konkurrenz der Kolonien verhindern. Diese gesetzliche Unterbindung der ökonomischen Entwicklung von Amerika hat mehr als alles andere dazu beigetragen, die Kolonisten rebellisch zu machen. Ihr Unwillen über die handelspolitische Benachteiligung durch die herrschenden Klassen des Mutterlandes kam zum Ausbruch, als 1764 das englische Parlament veruchte, durch Einführung der Stempelsteuer in Amerika sich ein Besteuerungsrecht über die nicht im Parlament vertretenen Kolonien anzumachen, das diese nicht anerkannten. Unter den Abwehrmitteln der Amerikaner spielte nun schon gleich der Boykott eine beträchtliche Rolle. Die Kaufleute von New York machten den Anfang mit dem Beschluß, vom 1. November ab keine Waren mehr von England zu beziehen, bis die Stempelsteuer aufgehoben sei. Die Kaufleute von Boston und Philadelphia traten bei, und die ganze Bevölkerung, den weiblichen Teil nicht zu vergessen, beteiligte sich an der Boykottierung der englischen Industrieerzeugnisse. Das hieß auf fast allen, auch den primitivsten Luxus verzichten, besonders auf die Beschaffung einigermaßen ansehnlicher Kleidungsstücke; denn in Amerika wurden nur erst die größten Wollzeuge hergestellt. Aber Benjamin Franklin, der große Amerikaner, der die Sache der Kolonisten in London vertrat, erklärte dort an der Barre des Parlaments, daß es der Stolz seiner Landsleute sei, ihre alten Kleider immer wieder zu tragen, bis sie sich selbst in eigenen Manufakturen neue machen könnten. Bald rangen in England die am Kolonialhandel interessierten Kapitalisten die Hände und brachten in beweglichen Petitionen zur Kenntnis des Parlaments, daß sie ihren Absatz nach den Kolonien rapid abnehmen sähen, neue Bestellungen nicht zu ver-

zeichnen hätten und zum Teil schon genötigt gewesen seien, den Vertrieb einzustellen. Zehntausend Arbeiter waren in England außer Brot infolge des amerikanischen Boykotts. Unter dem Druck der in ihren Profitinteressen bedrohten Kapitalisten verstand sich das Parlament im Februar 1766 dazu, die Stempelsteuer wieder aufzuheben.

Dem abgedulagten ersten Angriff ließ aber das nächste englische Kabinett North einen neuen folgen, indem es im Jahre 1767 den Veruch machte, den Kolonien einen Einfuhrzoll auf Papier, Malerfarben, Glas und Tee aufzuhalsen. Sogleich setzten sich die Amerikaner wieder zur Wehr und zwar vor allem mit der schon erprobten Waffe des Boykotts. Die Kaufleute von Boston machten diesmal den Anfang mit dem Beschluß, nichts mehr aus England einzuführen, und sandten überall Nachweisung. In Virginien spielte George Washington, der nachmalige Revolutionsgeneral und erste Präsident der Vereinigten Staaten, eine große Rolle bei der Injizierung der Boykottbewegung: er hat hier den Plan zur praktischen Durchführung der Boykottbeschlüsse entworfen. Er schrieb damals: „Die Waffen seien unsere letzte Hilfe. Wir müssen abwarten, inwiefern wir Englands Aufmerksamkeit auf unsere Rechte und Privilegien lenken können, indem wir seinem Handel und seinen Manufakturen Schaden zufügen.“ Der Schaden war in der Tat enorm. In Jahresfrist sank die englische Einfuhr nach Neuengland auf die Hälfte, nach New York auf ein Drittel der vorherigen Höhe. Bald klagten die englischen Kapitalisten der Regierung und dem Parlament wieder die Ohren voll. Und so mußte man sich 1769 an der Themie wiederum zum Rückzug verstehen. Um aber den Schaden zu wahren, wurden nicht alle neuen Zölle aufgehoben, sondern der Teezoll blieb bestehen. Die Antwort der Jankees war, daß sie den allgemeinen Boykott zwar aufhoben, den Teeboykott aber beibehielten und mit großer Energie durchführten. Dabei muß man bedenken, daß für die Amerikaner der Verzicht auf den Tee soviel bedeutete, wie für uns die Aufgabe des Kaffeegenusses. Die Bevölkerung aber hielt aus, obwohl sie — von eingekauften holländischen Tee abgesehen — bloß solchen fragwürdigen Ertrag hatte, wie Tee aus Sassafrablättern. Wie groß der Eifer für den Boykott war, zeigt das Gedicht einer virginischen Dame, die den englischen Tee unter Bezugnahme auf die ungeheuerlichen Wahlbefindungen in damaligen England also anredet: „Fliehe wieder heim nach Britannien, dessen läusliche Männer für Gold ihre angeborenen Menschenrechte verhandeln. Sage dem North und seinem beschnittenen Schurkenhau, daß ihre blutigen Weichhülse in der Hölle geboren sind. Sie wollen uns das Sklavenjoch aufhalsen und die heiligen Normen der Gerechtigkeit zerstören. Rein, die Söhne Amerikas werden sich nicht unterdrücken lassen.“ Jahre und Jahre zog sich der Teeboykott hin, um schließlich seine Wirkung zu tun. Schon für die Zeit von Anfang März des Jahres 1770 bis Mitte 1771 gibt Hutchinson, der damalige königliche Gouverneur für Massachusetts, den Verlust, den den Teeboykott für die Zolleinkünfte der Regierung bedeutete, auf 80 000 Pfd. Sterling (über 1 200 000 M.) an. Die englisch-ostindische Kompagnie, die das Monopol des Teeimports nach England hatte, blieb mit dem beträchtlichen Bruchteil, der sonst nach Amerika weiterging, sitzen, so daß sich in den ersten Monaten des Jahres 1773 nicht weniger als siebzehn Millionen Pfund Tee in den Lagerhäusern der Kompagnie angehäuft hatten. Nicht nur litt darunter die Dividende der Aktionäre sehr, sondern die Kompagnie geriet in die dringende Gefahr, ihre Zahlungen einstellen zu müssen.

So machte die mächtige Kapitalistengruppe ihren ganzen Einfluß geltend, damit die Behinderung der amerikanischen Einfuhr aufhöre. Das Parlament wollte sich aber nicht die Mühe geben, den Teezoll einfach aufzuheben, sondern versiel auf einen Trick, der sich in der Teepakete vom Mai 1773 verkörperte. Danach sollten der Kompagnie drei Fünftel der britischen Einfuhrzölle zurückvergütet werden für den Tee, den sie nach Amerika exportierte. Infolge davon würde den Amerikanern der Tee billiger zu stehen kommen, als wenn der koloniale Einfuhrzoll nicht mehr erhoben würde. Man kalkulierte deshalb, daß die Jankees nun wieder Tee trinken würden. So beschränkt waren die Amerikaner aber nicht; sie blieben bei ihrem grundsätzlichen Standpunkte, daß kein verzoster Tee zu trinken sei, und wenn er noch so billig sei. Derweil hatte aber die Kompagnie bereits in der Erwartung eines raschen Abjages Schiffe mit Tee nach Amerika hinübergeschickt. Kirgendofo fand die Ware Abnehmer. Und in Boston, wo der englische Gouverneur nicht die Rückkehr der in den Hafen eingelassenen Teeschiffe der Kompagnie gestatten wollte, ohne daß der Tee gelandet und bezollt worden wäre, in Boston kam es zu dem berühmten Vorgange vom 28. Dezember 1773, der sogenannten Bostoner Teegesellschaft: nach einer Massenversammlung, der ein Drittel der Bevölkerung von Boston beiwohnte, ging eine Schar von Bostoner Bürgern, als Indianer verkleidet, an Bord der Teeschiffe und warf den ganzen Tee, 342 Kisten im Werte von 800 000 M., ins Wasser. Das Parlament antwortete mit der Schließung des Bostoner Hafens. Aber nun tat sich ein Kongreß sämtlicher amerikanischen Kolonisten zusammen, der u. a. beschloß, sich aller Einfuhr aus England und demnächst auch aller Ausfuhr nach England zu enthalten, bis den Kolonien ihr Recht geworden. Demnächst kamen die eisernen Würfel ins Rollen. Aber es waren nicht allein die militärischen Erfolge, die für die Kolonisten entschieden, sondern auch die ökonomischen Folgen der Unterbindung des Handelsverkehrs mit den Kolonien, die sich für das Mutterland

sehr fühlbar machten. Waren doch im Jahre 1772 von dem damaligen Gesamtwert des englischen Exports von rund 16 Millionen Pfund Sterling auf die Ausfuhr nach den amerikanischen Kolonien allein 6 Millionen Pfund entfallen. Der Abzug der englischen Wollweberei wurde durch die amerikanische Revolution und ihre Vorkottbewegung dermaßen beeinträchtigt, daß die Wolle niedriger im Preise zu stehen kam, als je seit Anbruch der Neuzeit, und daß 1782 der Wollertag von zwei Jahren noch unterbraucht war. Und die schätzende englische Gentry ist fieber durch die Verluste an Grundrente mehr zur Friedfertigkeit gestimmt worden als durch die Menschenverluste auf dem Schlachtfelde.

An den Erfolg der amerikanischen Vorkottbewegung des 18. Jahrhunderts hat man sich drei Vierteljahrhunderte nach dem Vorkott-Loch erinnert, als es 1847/48 wieder zu einem politischen Vorkottkampfe kam, und zwar diesmal in Italien. Wenigstens in Aussicht genommen war ein Vorkott zu politischen Zwecken schon etwas vorher von den englischen Chartisten bei ihrer großen Wahlrechtsbewegung. Als sie 1839 in London und Birmingham ihren allgemeinen Konvent abhielten, wurde unter den Mitteln zur Erringung des allgemeinen Wahlrechts neben dem Massenstreik auch der Vorkott in Erwägung gezogen. Man beschäftigte sich mit der Frage, ob es sich nicht empfehlen würde, den Chartisten zur Nichtstimmur zu machen, daß sie nur bei Gesinnungsgenossen kaufen sollten. Damit war beabsichtigt, auf die zahlreiche Masse der kleinen Geschäftsleute zu wirken, die sich im Besitz des Zehnpfund-Wahlrechts befanden und materiell auf die Arbeiterklasse angewiesen waren. In der Tat beschloß der Konvent am 13. Mai 1839 in Birmingham auch, daß nur bei Chartisten Waren gekauft, Gegner des allgemeinen Wahlrechts boykottiert werden sollten. Der Gedanke scheint aber nicht in größerem Maße verwirklicht worden zu sein. Jedenfalls verschwand er in der Agitation ganz hinter der Idee des heiligen Monats, des allgemeinen, politischen Streiks. Dagegen ging man mit großem Eifer an die Durchführung eines politischen Vorkotts zu Anfang 1848 in der damals österreichischen Lombardei, als in Italien die Volksbewegung gegen die Gewalt Herrschaft des Metternichschen Systems immer lebhafter wurde. Ende 1847 erschienen in Mailand und anderswo zahlreiche Maueranschläge, die der Bevölkerung der Lombardei anempfahlen, sich des Lotteriespiels und besonders des Tabakgenusses zu enthalten, um dadurch die Finanzen der österreichischen Regierung zu schwächen; bekanntlich besteht in Oesterreich seit langem das Tabakmonopol. Mit dem neuen Jahr 1848 begann der Tabakboykott in der Lombardei. Er führte in Mailand schon am 3. Januar zu blutigen Zusammenstößen mit dem österreichischen Militär, dem von seinen Befehlshabern extra aufgetragen worden war, nun gerade öffentlich zu rauchen. Eine Zigarre in jedem Mundwinkel, flanierten die Soldaten umher. Revolutionäre versuchten, sie ihnen aus dem Munde zu schlagen, und so kam es zu den berühmten „Rauchkrawallen“, zunächst in Mailand, dann auch in Pavia und anderswo. Die Bevölkerung war überall mit Eifer beim Vorkott. Ueber die Stärke seiner Wirkung ist nichts zu sagen, weil nach der Pariser Februar-Revolution auch in der Lombardei die politische Bewegung einen gewaltsamen Charakter annahm. Zweifellos ist aber, daß der Tabakboykott mit dazu beigetragen hat, den Zusammenbruch der österreichischen Finanzen herbeizuführen, der in den Monaten vor Augen trat. Daß das amerikanische Muster den Lombarden vorgelebt hat, ist ganz sicher. Wird doch in dem Mailänder Aufruf ausdrücklich auf das Beispiel der Amerikaner hingewiesen, die durch den Teeboykott den englischen Finanzen nach Kräften geschadet hatten. Auch heute noch sind, wenn davon die Rede ist, durch Einstellung des Verbrauches bestimmter Waren einen politischen Zweck zu erreichen, die Vorkottkämpfe der Pankees das glänzendste Vorbild.

A. Conrady.

Kleines feuilleton.

Das Alter der Hauslage. Viktor Hahn hat die bisher nicht widerlegte Vermutung aufgestellt, daß die Einführung der Hauslage und ihre Verbreitung in ganz Europa durch die Völkerwanderung veranlaßt worden sei und den Zweck gehabt habe, die gleichzeitig mit den wandernden Völkerscharen aus Vorderasien und Südrusland einbrechenden Ratten zu bekämpfen. Er macht darauf aufmerksam, daß in der altgriechischen und altromischen Literatur als Feinde der Maus nur Wiesel, Marder, Iltis und Wildkatze genannt werden, daß die vermeintlichen antiken Abbildungen der Hauslage vielmehr die Wildkatze darstellen und daß in Pompeji, wo man doch Reste von Pferden, Rindern, Hunden, Ziegen und anderen Haustieren gefunden hat, nie ein Knochen einer Katze aufgetaucht ist.

Neuerdings hat es nun D. Keller sehr wahrscheinlich gemacht, daß die von den Ägyptern oder Arabern schon in allerältester geschichtlicher Zeit gezähmte, gepflegte und bekanntlich heilig gehaltene Hauskatze doch schon nach der Einverleibung Ägyptens in das Reich der Römer diesen bekannt und in den ersten Jahrhunderten nach Christus in Italien zum weit verbreiteten Haustier geworden sei. Auch der aus Afrika stammende, in der Literatur

zuerst bei Palladius (zwischen 300 und 350) Begegnende neue *Carnivora*, der in die romanischen und germanischen Sprachen übergegangen ist, beweist, daß es sich um ein vorher unbekanntes Tier handelt; denn *Felis* bezeichnet stets den Marder, das Wiesel und ihre Verwandten, allemals auch die Wildkatze. Wenn es richtig ist, was aber bei der Kleinheit der Abbildungen nicht auszumachen ist, daß auf Münzen des 5. Jahrhunderts v. Chr. aus Tarent und Rhegium das Tierchen, mit dem der jugendliche Demos spielt, ein Hauskätzchen sei und daß man auf apulischen Vaten ebendasselbe erkenne, so muß vor der römischen Eroberung Unteritaliens ein Akklimatisierungsversuch gemacht, dann aber wieder verfallen sein. Jedenfalls ist das Tier in Italien bis in die Kaiserzeit sehr selten geblieben. Dem Horaz ist sie sicher, dem Plinius wahrscheinlich noch unbekannt. Die gestreifte vermeintliche Hauskatze auf einem pompejanischen Mosaikbilde im Neapeler Museum ist nach Keller ein Bastard von *Sumpflußkatze* (*Felis chaus*) und nubischer Falbkatze (*Felis maculata*), der auch in Ägypten gezähmt und zur Jagd benützt ward.

Gegen die eingangs angeführte Vermutung Hahns wendet Keller ein, daß die Gleichzeitigkeit des Einbruchs der Hauskatze mit der Völkerwanderung durch nichts bewiesen ist, daß die Wanderratte erst 1727 aus den kalpischen Ländern nach Europa kam und daß zur Bekämpfung beider das bereits vorhandene und gezähmte Wiesel, das die Römer allgemein gegen die Mäuse benutzten, noch geeigneter war.

Psychologisches.

Hohe Intelligenz trotz Wasserlopf. Der Wasserlopf, der Zustand der starken Flüssigkeitsanfüllung der Hirnhöhlen, hat meistens Schwachsinn im Gefolge. Beginnt der Wasserlopf bald nach der Geburt sich zu entwickeln, was bei einem unter 1000 Kindern vorzukommen scheint, und geht die Zunahme in den Hirnhöhlen nur langsam vor sich, schließt dieser Vorgang gar mit einem Stillstand ab, so stellt sich immer Schwachsinn ein; die Kinder werden erst im dritten Jahre reinlich, lernen spät gehen und sprechen, bleiben überhaupt im Vergleich mit gleichaltrigen Kindern geistig zurück. Es gibt aber auch Fälle, bei denen die Entwicklung der Intelligenz nicht hinter der normalen zurückgeblieben ist. Bei einer dritten Verlaufsweise trifft sogar der Wasserlopf mit einer besonders hohen Entwicklung der Intelligenz zusammen. Man kann sich dies nur so erklären, daß, wenn ein mäßiger Wasserlopf in Rückbildung übergeht, dem Gehirnwachstum durch den einmal erweiterten Schädel ein geringer Widerstand entsteht. Dr. Verthän in Braunschweig führt unter den Männern, die an Wasserlopf litten, sich aber durch eine außergewöhnliche Intelligenz auszeichneten, u. a. den französischen Naturforscher Cubier an. Dieser war in seiner Jugend mit einem Wasserlopf behaftet, das Gewicht des Gehirns, das beim Mann durchschnittlich auf 1400 Gramm angenommen wird, betrug bei ihm, wie die Sektion ergab, 1800 Gramm. An Cubier schließt sich Helmholtz an. Er hatte, wie er selbst erzählt, in seiner Jugend einen leichten Wasserlopf, dessen letzte Spuren durch die Sektion nachgewiesen wurden. Das Gewicht des Gehirns von Helmholtz betrug etwa 1440 Gramm. Als dritter ist der Maler Menzel zu nennen. Da dessen Hirngewicht nur 1298 Gramm betrug, also unter dem durchschnittlichen lag, so kann hier kaum ein Wachstum des Gehirns nach Rückbildung des Wasserlopfes angenommen werden; es muß hier die hohe Intelligenz in einer außergewöhnlichen Bauart des Gehirns gelegen sein, wobei in erster Linie die Anordnung der Windungen in Betracht kommt.

Astronomisches.

Das Spektrum des Halleischen Kometen. Wie bei allen Himmelskörpern ist es auch bei den Kometen wichtig, eine Aufklärung über ihr Spektrum und dadurch über ihre stoffliche Zusammensetzung zu erhalten. Den ersten Versuch mit dem jetzt wieder in Erdnähe geratenen Halleischen Kometen haben die Astronomen der berühmten Lid-Sternwarte Ende Oktober gemacht und zwar auf photographischem Wege. Die Aufnahme der Photographie war außerordentlich schwierig und gelang nur vermöge des ausgezeichneten Spiegelfernrohrs der Sternwarte, das einen Spiegel von fast einem Meter im Durchmesser besitzt. Außerdem wurde ein Spektroskop ohne Schlitze benützt, das eigens für die Beobachtung lichtschwacher Körper erfunden ist. In der Tat war es möglich, ein schwaches, kontinuierliches Spektrum von dem Kometen zu erhalten, in dem aber keine Spur von hellen Linien oder Bändern zu sehen war, wie sie sonst das Kometenspektrum anzudeuten pflegen. Es wird angenommen, daß das Fehlen dieser Eigenheit nur durch die noch zu große Entfernung des Kometen von der Sonne bedingt war und daß die hellen Bänder später noch nachzuweisen sein werden. Die Schwäche des Spektrums machte es auch unmöglich zu sagen, ob dunkle Linien darin enthalten waren. Uebrigens wollten die Amerikaner dem Halleischen Kometen scharf auf den Leib gehen, und da es drüben an Geld für wissenschaftliche Zwecke nie zu fehlen pflegt, so ist die Entsendung einer besonderen Expedition zur Beobachtung des Kometen nach Honolulu für nächstes Frühjahr beschlossen worden. Im Gebiete der Hawaiianen ist nämlich das Zwielicht von kürzerer Dauer als in nördlicheren Breiten und damit wächst die Aussicht auf eine günstige Beobachtung des Planeten.